

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 168.

Freitag, 21. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(30. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Wie seltsam hatte hier das Schicksal seine Fäden gesponnen... Ob sich wohl das Knäuel der Ungewissheiten, in die sie nun durch diese heimliche Ehe verstrickt war, zu einem guten Ende entwirren lassen würde...? Sie war in dieser Hinsicht nicht so sanguinistisch wie Harald... Sie erblickte nach wie vor in Fred ihren ärgsten Feind... An Haralds Mutter dachte sie voller Liebe — sie konnte sich's nicht vorstellen, daß diese dem Glück ihres Sohnes entgegen sein würde. Es war ja doch wahrlich kein so großes Opfer, das sie Harald bringen mußte... Was verzeiht eine echte, rechte Mutter denn nicht dem Kinde ihres Herzens? Henrika fielen die Strophen ein, die sie unlängst irgendwo gelesen hatte, und die ihr im Gedächtnis haften geblieben waren:

„Der Mutter Opfermut ist wie das Weltall groß,
Ihr selber aber dünkt das nur ein Kleines —
Leg, Kind, dein müdes Haupt in meinen Schoß,
Und fordert man dein Leben — geb ich meines!“

Harald von Strodsmann war keineswegs zu ihr hinabgestiegen — Henrika redete sich bei diesem Gedanken unwillkürlich stolz auf — der Name *du Santos* hatte in Spanien noch heute einen guten Klang — was tat es, daß ein Zweig auf die breite Straße des Abenteuereriums verschlagen worden war. Henrika entfiel sich genau, daß ihr Großvater von alten, wichtigen Familienpapieren geredet hatte. Wo waren die geblieben? Vielleicht hatte ihr Vater, *Juan du Santos*, sie an sich genommen, als er von den Seinen gegangen war, um niemals wieder von sich hören zu lassen. Er schlief nun wohl schon längst in einem Grabe jenseits des Ozeans.

Sie, seine einzige Tochter, hatte selbst, wenn es auch in aller Heimlichkeit geschehen war, in den Augen der Welt ein glänzendes Lebensloos gezogen. Binnen weniger Monate hatte sie den Weg von der Operettenlängerin bis zur Baronin Strodsmann der Gattin eines Millionärs, durchgemessen. Doch nicht Harald Strodsmanns Reichtum hatte sie betört, nein, sie liebte ihn ja — auch wenn er arm gewesen, wäre sie seine Frau geworden, dann noch mit viel freierem und glücklicherem Herzen als jetzt. Die Heimlichkeit bedrückte sie mehr, als sie es vor sich selber zugeben wollte — und dann war ja noch der andere Vermutungsstropfen in ihrem Glücksbecher: sie wußte es doch — jede Stunde konnte allem ein Ende bereiten...

Es würde ein zitterndes Glück unter drohendem Damoklesschwert werden — Henrika brauchte ihre ganze Tapferkeit und Charakterfestigkeit, um sich nicht entmutigen zu lassen, um sich dieses Glück, das auf einem Schleichwege errungen worden war, zu erhalten — bis...

Henrika kam nicht weiter in ihrem Denken — ein donnerähnliches Getöse erschütterte den Wagen — ein Krachen, als wäre die ganze Hölle ringsum losgelassen worden, ein Knacken und Splittern. Der Boden schwankte unter den Füßen der entsetzten jungen Frau

... Alles war das Werk von Sekunden — dann wurde Henrika, die sich instinktiv an die Fensterleier geklammert hatte, in einem gewaltigen Bogen hinaus aus freier Hand geschleudert. Ihr angstvoller, entsetzter Hilferuf: „Harald!“ erstarb auf ihren Lippen. Sie empfand einen furchtbaren Stoß, dann nichts mehr — es wurde Nacht vor ihren Augen... Als greller Feuerschein die Unglücksstätte beleuchtete, die entgleisten Waggons waren zum Teil in Brand geraten, fand man Henrika ein wenig abseits vom Ort der furchtbaren Katastrophe ohne Bewußtsein daliegend. Sie gab, als man sie auf die Tragbahre bettete, nur noch schwache Lebenszeichen.

Ein regnerischer Frühlingmorgen zog herauf und beleuchtete fahl die verzerrten Gesichter der bei dem Zusammenstoß der beiden Eisenbahnzüge Getöteten und Schwerverwundeten. Manche von ihnen lagen noch eingeklemmt zwischen den Trümmern der Wagen. Der Brand hatte zum Glück schnell gelöscht werden können. Das Stöhnen und Wimmern der Unglücklichen nahm der junge Morgenwind auf seine Schwingen und trug es über die knospenden Gesilde... Barmherzige Hände halfen und linderten, schafften fieberhaft, retteten, wo noch Hilfe möglich war, entsetzliches Mitleid auf den schreckensbleichen Zügen — aber durch das namenlose Elend hier auf dem ausgewählten Bahndamm schlichen unter dem Deckmantel sorgender Barmherzigkeit jene Schänen, die man auf den Feldern des Grauens und des Todes findet, um ihren verruchten Beutegelüsten, sich am Gut der Toten und Wehrlosen zu bereichern, zu frönen...

In das Haus der Delarues im alten Westen von Berlin war tiefe Trauer eingezogen.

Bevor Fred durch Frik Rummann, den er auf Frimgarths Bitte hin ohne weiteres in sein Geschäftspersonal eingereiht hatte, etwas Näheres über die plötzliche Abreise auf Nimmerwiederkehr seines Bruders hatte erfahren können, kam die erschütternde Kunde von dem furchtbaren Eisenbahnunglück auf der Strecke Calais-Paris.

In der Totenliste wurde unter den ersten Baron Harald Strodsmann genannt.

Der Tod hatte ihn im Schlaf überrascht, mußte nach dem Gutachten des Arztes sofort eingetreten sein.

Fred, der sogleich an die Stätte des Unfalls abgereist war, wurde dort der große Koffer seines Bruders eingehändigt. Der Schaffner des Wagens, in dem Harald die Reise gemacht und den Tod gefunden hatte, war ebenfalls getötet worden, bei wem also sollte Fred Erkundigungen nach der Begleiterin seines Bruders einziehen? Er nahm mit Bestimmtheit an, daß sich Henriette Santos ebenfalls im Zuge befunden hatte. Doch hier wußte keiner etwas vom anderen; alle waren wie gelähmt unter dem Eindruck der plötzlichen Katastrophe. Im Hospital des nächsten kleinen Ortes fand Fred endlich die Gesuchte, meinte er wenigstens, sie gefunden zu

haben. Niemand konnte ihm auch hier vorderhand sagen, wie die bewußtlose junge Frau hieß, die das Gesicht der Wand zugekehrt, regungslos wie eine Tote dalag. Fred erblickte nur die Umrisse einer jungen, schlanken Gestalt. Ein Gefühl des Hasses gegen das junge Weib stieg in ihm auf — Henriette Santen trug in seinen Augen die Schuld am Tode seines Bruders, die Mitschuld jedenfalls. . . . Er dachte nicht an den Schmerz, den sie nach wiedergekehrtem Bewußtsein empfinden mußte, er hatte kein Mitleid mit ihr, erblickte in ihr nur die Verführerin, der sein armer, junger Bruder zum Opfer gefallen war.

Irmgard Löhnstädt's Bild stand plötzlich vor seiner Seele — die würde nun bitter trauern um einen, den ihr doch das Leben bereits genommen hatte.

An nichts rühren, sagte sich Fred, den Schleier der Vergessenheit über dieses Verwerk des erschütternden Unglücks decken. . . . Die Mutter durfte nichts davon hören, daß ihr Sohn mit Henriette Santen, der Operettenjängerin, auf dem Wege nach Paris gewesen war. . . . Lügen wollte er, sagen, daß Harald, um sich zu zerstreuen, seine Gesundheit im Süden Frankreichs zu kräftigen, diese Reise unternommen habe. Sein Arzt hätte ihn dorthin geschickt, und er habe die Seinigen durch eine Mitteilung vorher nicht beunruhigen wollen. . . . Fred wollte der Mutter den Stachel, der sich tief in ihren Schmerz bohren würde, ersparen.

Er hinterlegte bei der Verwaltung des Hospitals eine größere Summe für seine schwerverletzte Landsmännin, die wie durch ein Wunder dem sicheren Tode entronnen war. Henrika war die einzige Überlebende aus diesem Wagen.

Mit den sterblichen Überresten seines Bruders kehrte Fred nach Berlin zurück, wo seiner die schwere Aufgabe harrte, seiner Mutter einigermaßen über das namenlose Unglück hinwegzuhelfen.

Um viele Jahre schien die Baronin Strodtmann binnen weniger Tage gealtert zu sein.

Der Arzt riet dringend zu einer Luftveränderung. Fred schickte sich an, seine Mutter in den Süden, den sie ja auch sonst alljährlich aufgesucht hatte, zu begleiten, da kam ihm Hilfe von Irmgard Löhnstädt. Das junge Mädchen schrieb und bat, die Baronin auf ihrer Reise begleiten und bis auf weiteres bei ihr bleiben zu dürfen.

Zu Haralds Beerdigung war nur der Konsul nach Berlin gekommen. Er hatte im Namen seiner Tochter einen großen Kranz aus weißen Rosen auf den Sarg gelegt. „Irmgard“ stand auf der weißen Seidenschleife unten am Rande in winzigen Buchstaben mit schwarzer Seide hineingestickt.

Fred bemerkte das kleine, arme Wort. . . .

„Der Kranz soll mit ins Grab gelegt werden, hat Irmgard gebeten — es ist ihr so furchtbar nahe gegangen“, sagte der Konsul zu Fred. „Wir haben ihn ja alle so gern gehabt, den lieben, armen Jungen.“

Konsul Löhnstädt sprach die Wahrheit. Er gedachte jetzt nur noch der liebenswürdigen Eigenschaften seines ehemaligen Volontärs. Haralds Mängel und Charakterfehler schienen er total vergessen zu haben.

Fred, am offenen Grabe seines Bruders stehend, gedachte unwillkürlich der Frau, die im fernen Frankreich zwischen Tod und Leben lag. Und noch einmal dachte an Henriette Santen: Kunstmännchen, der wie unsinnig vor Schmerz gewesen war, als er den Tod seines Gönners erfahren hatte. Jedesmal, wenn Fred den kleinen, bescheidenen Lehrling, der still und dünnlich seine Pflicht tat, sah, war es ihm, als umlauerten ihn die Blicke des jungen Menschen, als ringe er mit sich, als wäre er auf dem Sprung, an ihn, den gestrengen Chef, eine Frage zu richten. Fred wußte genau, was Fritz Kunstmann, der doch die Liebesbriefe zwischen Henriette Santen und Harald hin und her getragen hatte — weil dieser seinem Bedienten Paul wahrscheinlich nicht so recht getraut — ihn, Fred, fragen würde: „Wo ist Fräulein Santen?“

Unter den Toten war ihr Name nicht genannt worden, ebenso nicht unter der Liste der Verwundeten. In ein paar deutschen Zeitungen war von Schwerverletzten die Rede gewesen, deren Persönlichkeit man nicht zugleich hatte feststellen können, und an deren Aufkommen man gezweifelt hatte. Vielleicht war Henriette Santen inzwischen gestorben und auf dem Friedhof der kleinen französischen Stadt begraben worden.

(Fortsetzung folgt.)



Reid ist Gift, das den anderen treffen soll, aber den Erzeuger selbst trifft.

Julius Sturm.

(Zu seinem 100. Geburtstag, 21. Juli.)

Nach den großen lyrischen Dichtern, die in den ersten fünf Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die deutsche Literatur um so außerordentlich viele köstliche, unvergängliche Schätze bereichert haben, war es den Liedersängern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht leicht, neue Stoffe zu finden und alte in neuer, eigener, festlicher Form darzubieten. Viele waren damals der Meinung, mit Goethes Tode habe sich die deutsche Dichtung erschöpft, nun brauche man ihr keine Aufmerksamkeit zu schenken. Da mußte ein Voet schon wirklich eigene Töne auf seiner Lauer haben, um mit ihnen durchdringen zu können und sich Beachtung und Volkstümlichkeit zu erwerben. Als eine besondere Gruppe unter den Sängern jener Zeit heben sich nun, durch das Gebiet, das sie pflügten, drei Männer heraus: Karl Gerol, Philipp Spitta und Julius Sturm. Ihre geistlichen Werke, unter denen die „Palmblätter“ Gerols, Spittas „Psalter und Harfe“ und Sturms „Fromme Lieder“ jahrzehntelang, bis in die jüngste Zeit, zu den beliebtesten Konfirmationsgeschenken gehörten, sind unzähligen auf ihren Lebenswegen treue, stets bereite Begleiter gewesen. Was diese Bücher unseren Eltern und Großeltern bedeuteten, davon können wir uns kaum noch einen rechten Begriff machen. Und wir selbst haben manche Stücke aus ihnen, die in die Beschüßer Aufnahme gefunden hatten, auswendig gelernt, und noch im Alter hatten sie im Gedächtnis. . . . Unter den religiösen Dichtern dieser Zeit gebührt Julius Sturm, dessen 100. Geburtstag wir in diesen Tagen feiern, ein Ehrenplatz. Gar mannigfaltig sind die Eindrücke, die wir aus seinen Werken gewinnen, in denen neben der geistlichen Dichtung auch viele andere Gebiete menschlichen Fühlens eine bedeutende Rolle spielen. So führt eines seiner Bücher den Titel „Natur, Liebe, Vaterland“ als symbolische Kennzeichnung gleichsam der großen Zentren seines Innenlebens, die ihn immer wieder zu dichterischem Ausdruck begeisterten. Sturm ist einer der produktivsten deutschen Dichter, dem sich Vers und Reim mühelos boten, ja, man möchte fast sagen: der in Versen und Reimen zu denken gewohnt war. Doch niemals hat er dies außergewöhnliche Talent zu spielerischem Versmachen und albernen Reimereien mißbraucht. Er hielt es hoch als eine Gottesgabe, die zur Erhebung seiner Mitmenschen anzuwenden ihm heilige Pflicht schien. Der tiefe und echt religiöse Sinn, der seiner Dichtung ein starkes Gepräge gibt, war schon von den Eltern in das weiche, empfängliche Gemüt des Knaben gepflanzt. Der Vater hatte ursprünglich Theologie studiert, war dann Hauslehrer des Fürsten von Neuh geworden und auch später als Rat in dessen Diensten geblieben. In Rößitz wurde Julius Sturm geboren. Während er in Gera das Gymnasium besuchte, starb sein Vater; doch der dankbare Fürst sorgte für die fünf Kinder seines Erziehers und vertraute Julius nach dem Abschluß des Theologiestudiums in Jena 1844 den Unterricht des Erbprinzen an. Vorher bekleidete der angehende Theologe eine Hauslehrerstelle in Heilbronn, wo er mit Justinus Kerner und Senau bekannt wurde. Seine poetische Tätigkeit begann aber erst recht in Weiningen, wohin er, mit dem Titel Professor, seinen Zögling begleitet, der dort seine weitere Ausbildung auf dem Gymnasium erhielt. „Gebichte“ nannte Sturm einfach die erste Sammlung seiner Poesien, weltlichen und teilweise auch schon geistlichen Inhaltes, die er 1850 veröffentlichte.

Am Ende dieses Jahres wurde er Pfarrer in dem einsamen Walddorfe Gößnitz bei Schleiz. Dorthin führte er als Gattin die Tochter des Kirchenrates Schottin zu Köstritz, die aber schon nach einjähriger Ehe starb. In dem Schmerz und der Trauer um ihren Verlust dichtete er die meisten seiner geistlichen Lieder, mit denen er sich selbst in unererschütterlichem Götterbrauen Trost zusprach. Bei ihm selbst hat sich zeitlebens der „Brüßlein“ bewährt:

„Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein
Im Gotteshaus, im Kämmerlein,
Wenn aus Gesang, Wort und Gebet
Dir Gottes Geist entgegenweht.
Doch mitten in bewegter Welt,
Dem bunten Treiben zugesellt,
Umfunkelt von Gottes Klang,
Umrauscht von Spiel und Wirbeltanz.
Bei harter Arbeit spät und früh,
Bei Sorge, Last, Gefahr und Müß,
In strenger Knechtschaft hartem Joch,
In Ketten und im Kerkerloch,
Auf hartem Pfuhl in Not und Schmerz
Erprobt sich erst ein Christenherz.“

Im Jahre 1857 übernahm Sturm das Pfarramt seines Schwiegervaters, nachdem er sich mit einer jüngeren Schwester seiner ersten Frau wieder verheiratet hatte. Fast ein Menschenalter hindurch hat er in seiner Heimatstadt als Seelsorger gewirkt; noch über zehn Jahre lebte er dann mit dem Titel eines Geheimen Kirchenrates im Ruhestande, bis er am 2. Mai 1896 bei einer Operation in Leipzig verschied. Die nie in Sentimentalität zerfließende Frömmigkeit, die sich in so vielen seiner Gedichte kundtut, ist der Ausfluß wahrer und ernstster Gesinnung. Im ganzen deutschen Volke leben von der Schulbank her manche vaterländische Poesien Sturms, die heute wieder zu neuem Leben erwachen. Es sei hier an das im Tone Körners gedichtete „Deutsche Kriegslied“ erinnert, das mit den begeisterten Versen beginnt:

„Preußen voran,
Mitten durch feindliche Heere
Gauen wir mit blühender Wehre
Rühn uns die Bahn.“

Mit „Kampf- und Siegesgedichten“ begleitete er den Siegeszug unserer Heere 1870 gegen Frankreich, und mit „Friedensgrüßen“ jubelte er dem geeinten Vaterlande zu:

„Dem Land, wo meine Wiege stand,
Ist doch kein andres gleich;
Es ist mein liebes Vaterland
Und heißt das Deutsche Reich.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Persönliche Erinnerungen an den Einmarsch der Preußen in Sachsen vor 50 Jahren. Ein halbes Jahrhundert ist jetzt verflossen, seitdem Sachsen von preussischen Truppen besetzt wurde und damit der erste Schritt geschah, dies Land mit dem Norddeutschen Bunde zu vereinigen und so für das neue Deutsche Reich zu gewinnen. Persönliche Erinnerungen sehr interessanter Art an dieses folgenschwere Ereignis, das nur noch wenigen heute lebenden Sachsen anschaulich vor der Seele stehen dürfte, veröffentlicht Prof. Karl Fronke in den „Grenzboten“. Der weitaus größte Teil des sächsischen Volkes war 1866 preußenfeindlich, und man hielt es daher nur für richtig, daß der König mit Österreich gegen die Preußen in den Krieg ziehen wollte. Als die sächsischen Truppen aus den kleinen Städten mit Sang und Klang aufmarschierten, da wußte man nicht wohin, man tröstete sich aber damit, daß die Bayern Sachsen gegen die Preußen verteidigen würden. „Der ehemalige Ratsdiener ging herum und sah sich die Häuser an, um die erwarteten Bayern einquartieren zu können. Da, es war ein herrlicher Sommermitttag, sprengten ein Reiteroffizier und drei Mann mit gespannten Karabinern durch das alte Stadttor und im Nu durch die Straßen auf Rathhaus. Was waren das? Sie hatten hellblaue Röcke mit roten Aufschlägen, schwarze Hosen und kleine schwarze Stäppis, nach französischem Schnitt. Bayern waren es sicherlich nicht, aber Preußen konnten es auch nicht sein. Es waren

Medlenburger, also Feinde. Gleich darauf zog eine ganze Schwadron Dragoner ein, stramme, blühende Gestalten mit gutmütigen Bauernge Gesichtern auf prächtigen Pferden. . . . Dann sahen wir ein Bataillon Medlenburger Infanterie aufmarschieren kommen. Ihre Uniform unterschied sich von der der Reiter nur durch das dunklere Blau der Röcke. Als wir nun umkehrten, näherte sich uns ein alter Feldwebel mit zwei Mann, die an unsere Seite traten. Er fragte uns in freundlichem Tone, wie groß die Stadt sei, ob sie gute Wirtschaften hätte, und ob keine Bayern darin seien und schließlich, ob wir uns vor ihnen nicht fürchteten. Da antwortete ich: „Vor Deutschen fürchten wir uns nicht,“ und so stolz als Preußenfreund mit ein.“ Die besetzende Truppe lebte mit der Bevölkerung in schönstem Einvernehmen, und so blieb es auch, als die Medlenburger vor preussischer Landwehr abgelöst wurden. Der Verkehr mit diesen biederen guten Leuten brachte Sachsen und Preußen einander näher. „Wir ahnten zum ersten Mal, was ein Volksheer zu bedeuten habe. Denn in Sachsen, wo man sich für 300 Taler von der Dienstpflicht loskaufen konnte, dienten nur die Ärmsten, während die Reiter- und Infanterieoffiziere fast nur Adelige waren, gegen deren Junkerhochmut die preussischen vorteilhaft abstachen. Zwischen diesen und den gebildeten Bürgern, unter denen noch am meisten Preußenfreunde waren, entspann sich in manchen Städten ein freundlicher Verkehr. Ja, in einer Nachbarschaft brachte ein Advokat, der 1849 für das Deutsche Reich auf die Barrikaden getreten war, bei der Abschiedsfeier ein Hoch auf den Sieg der Scheidenden Krieger aus, ganz vergessend, daß es Sachsens Feinde waren.“ Bald kam die Kunde von den preussischen Siegen, und dann erschienen gefangene Soldaten der Garnison, welche Preußen zur Genesung beurlaubt hatte. Die Zurückkehrenden lobten die Behandlung durch die Preußen, und nun wurde erst den meisten Sachsen klar, daß Preußen durch und durch, Österreich aber nur zum Teil ein deutscher Staat sei. Die Fischeken hatten nämlich in Böhmen die sächsischen Soldaten nicht gut behandelt, und so fühlte man denn schon mitten im Krieg den preussischen Feind als Beschützer des Landes. Der Friedensschluß wurde mit Freuden begrüßt, „und als dann ein Regiment preussischer Mannen auf der Rückkehr aus dem Kriege durch meine Vaterstadt marschierte, wurden sie schon als Bundesgenossen empfangen. Durch seine gute Manneszucht und weit vorausschauende Politik hat Preußen tatsächlich Sachsen moralisch erobert.“ Die Preußenfreundlichkeit nahm seitdem in Sachsen immer mehr zu, und mit brüderlicher Gesinnung für die einst so Gefahnen trat Sachsen nach dem Kriege von 1870, in dem sich sein Kronprinz Albert so hohen Ruhm erworben, in das geeinte Deutsche Reich ein.

Eine Sternbedeutung auf Bismarck 1866. Vor 50 Jahren war nicht nur durch den preussisch-österreichischen Krieg eine aufregende Zeit auf Erden entfesselt, sondern auch am Himmel spielten sich seltsame Dinge ab. Es waren besonders starke Sternschnuppenfälle und andere Erscheinungen, die die Aufmerksamkeit erregten und die Gemüter beschäftigten. Von einer astrologischen Ausdeutung dieser Vorgänge in bezug auf Bismarck berichtet der bekannte Berliner Astronom Prof. Förster in seiner Autobiographie „Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen“. Der blinde König von Hannover, der mit seiner Armee sein Reich hatte verlassen müssen, unterhielt sich bei seinem kurzen Aufenthalt in Göttingen mit dem Astronomen Winterfues und erhielt auf die beiläufige Frage: „Was gibt es Neues am Himmel?“ die eifrige Antwort: „Majestät, es gibt jetzt in der Tat etwas sehr Merkwürdiges. In dem Sternbild der nördlichen Krone ist plötzlich ein ganz neuer und sehr heller Stern aufgetaucht, dessen Beobachtung uns alle stark beschäftigt. Daraufhin zeigte der König ein ganz außerordentliches Interesse an dieser Erscheinung und schien über ihr seine verhängnisvolle Lage ganz zu vergessen. Nachher wurde Winterfues mitgeteilt, der König habe aus den Mitteilungen des Astronomen eine große Beruhigung erhalten; er glaube nämlich, der neue Stern in der nördlichen Krone weise auf niemanden anders hin als auf den plötzlich so gewalttätig gewordenen Ratgeber der „Krone Preußens“. Daraus, daß dieser neue Stern bereits im Verbleichen begriffen sei, schöpfe der König die Hoffnung, daß auch Bismarcks Macht im Niedergange sei. Freilich, die Astrologie täuschte den klinken König wie schon so viele vor ihm: Bismarcks Stern sollte bald noch glänzender leuchten als bisher.

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgedichte, Novellen usw.

* „**Heimat**.“ Erzählungen von Anna Schieber. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) 221 Seiten. Manches liebe Buch hat uns Anna Schieber im Laufe der Jahre geschenkt und mit viel Freude sind sie alle aufgenommen worden. Und doch meine ich, keines hat es so verstanden, wie dieses hier, den Weg zu den Herzen der Leser zu finden. Das macht all der Frohsinn und die Sonne, die sie selbst im Inneren trägt, und die auch hier jede der kleinen Erzählungen durchwärmen u. erhellen. Und diese seltene Gabe ist ihr gemein mit Wlsh. Raabe, wie sie auch gleich ihm die große Liebe hat zu denen, die abseits stehen vom Tische des Lebens. Da findet sie ein warmes Wort, ein tiefes Verstehen und mit sanfter Hand weilt sie schweres Leid und trübe Sorge zur Ruhe zu bringen. Aus dem Alltag sind sie alle entstanden, die kleinen Geschichten, „Nichts Besonderes“, und doch ist jede einzelne, so verschieden sie sind, und so unscheinbar die eigentliche Handlung ist, ein Stück leuchtendes Leben mitten unter Kanonendonner und Kriegsgebraus. Und welche der Erzählungen die beste ist? Sie sind alle gleich gut, aber vielleicht möchte man doch den „Tunichtgut“ an erster Stelle nennen. Ist es nicht prachtvoll, wenn das kleine Mädel sich nicht vorm Wind fürchtet und tapfer sagt: „Der Wind kommt von Belgien her. Immer wenn er vom Kälberkopf bläst, dann kommt er von Belgien. Da ist mein Vater.“ Vorhin hat Mutter geogt: „Laß dich nur durchblasen, das tut dir nichts, den Vater bläst er auch durch.“ M. v. L.

* „**Wir in der Heimat**.“ Bilder aus der Kriegszeit von Helene Voigt-Diederichs. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. 1916.) Ein anspruchsloses Büchlein im anspruchslosen Gewande, das ein paar kurze selbsterlebte Skizzen der Verfasserin bringt, die nicht viel Tiefe und nicht viel Höhe geben, aber freundlich unterhalten. Viel Vaterlandsliebe, viel Elternliebe, viel sanfte weiche Resignation spricht aus jenen Zeilen, doch sind wir in der Heimat ein wenig gar zu weich, ein wenig gar zu sanft und nachgiebig geschildert. Es ist, als hätten wir all unsere „Temperamente“ an die Front geschickt, und alle Zurückgebliebenen sähen nun mild und ergeben daheim im Vaterland. Und es ist doch eigentlich noch ein ganz hübscher Temperamentsüberschuß bei uns zu finden! Warum geht Helene Voigt-Diederichs hübsches Erzählertalent daran vorüber?! C. S.

* „**Weltkriegsgeschichten**.“ Herausgegeben von Walther von Molo. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.) Es sind zehn kleine Erzählungen, die sich hier zusammenfinden, jede ein kleines Kunstwerk, aus dem Leben genommen und in das Leben gestellt. Sicher ist diese Sammlung eine der besten bisher herausgegebenen, die gewiß auch später, wenn die Wogen des Krieges verebbt sein werden, nicht ohne Bedeutung bleiben wird. M. v. L.

* „**Neue Reden an die deutsche Nation**.“ Nach Vorgang von J. G. Fichte durch Professor Dr. Ottmar Dittich. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 1916.) Diese Reden wollen, gleich Fichtes Reden, hinausheben über den Drang des Augenblicks, einladen zur stillen Bestimmung, neue Wege zu einer neuen Zukunft weisen. Sie sind getragen von hohem Ernste, ganz empfunden aus der Not der Zeit. In ihnen spricht der Philosoph, der aus dem bunten Wechsel der Ereignisse den ewigen Gesetzen des Geschehens nachgeht, um aus ihnen seine Forderungen herzuleiten. Der 3. Abschnitt z. B., die vier letzten Reden, handelt von unserer Zukunft, der Ausbildung der Persönlichkeit. Wie sollen wir künftig unsere Beziehungen zu unseren Bundesgenossen und zu unseren Feinden gestalten? Darf unsere innere Politik in dem bisherigen Geleise beharren, oder welchen Zielen müssen wir auch hier antreiben? Und was hat zu geschehen, um ein neues Geschlecht heranzuziehen, das solchen Aufgaben gewachsen ist? Welche Richtlinien soll dann unser gesamtes Erziehungsweisen von der Volksschule bis zur Hochschule einschlagen und welche Ideale hat jeder einzelne von uns sich zu setzen, um zur „Persönlichkeit“ zu reifen und an seinem Teil die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes zu erfüllen?

Gedichte, Romane, Novellen.

* „**Karl Stieler's Werke**.“ Fünf Teile in einem Bande. Herausgegeben von Karl Quenzel. (Verlag Basse u. Beder, Leipzig.) Man muß sterben, um zu leben. Karl Stieler kann das als Dichter wirklich auch von sich behaupten, er beginnt vollständig zu werden, nachdem sich seine fröhlichen und guten Augen lange geschlossen haben. Wie ein Trunk frischen Quellwassers muten seine reinen einfachen Verse an, er gehört zu den Dichtern, die geben müssen und nicht zu denen, die geben wollen, und deshalb wird er immer wie ein wirklicher Poet von Gott zu Gnaden wirken. Der vorliegende stattliche Band bringt: Ausgewählte Gedichte in oberbairischer Mundart, Hochlandslieder, Neue Hochlandslieder,

Wanderzeit, Winteridyll und Hochlandsbilder, so daß allen Verehrern von Stieler's Poesie ein umfassender Überblick über sein Schaffen gegeben wird. Von besonderer Schönheit ist sein weitbekanntes Winteridyll, eine seine poetische Erzählung in Versen und Reimen. Die Hochlandsbilder bringen ausgewählte Aufsätze und Vorträge in Prosa, die uns Stieler als Stilist zeigen, der nicht zu den blendenden Vielrednern, aber zu den launigen und gemühtlich unterhaltenden Dandlern gehört. C. S.

* „**Die andere Seite der Welt**.“ Metaphysischer Roman von Georg Korf. (Bei Hermann A. Wiedmann, München.) „Da gehört aber Glaube zu“, sagt Walther von der Vogelweide. Dem Gläubigen, der überzeugt ist von den tiefen Offenbarungen spiritistisch-okkultistischer Weisheit, birgt dieses Buch einen Schatz geheimnisvoller Enthüllungen über Welt und Seele, irdisches und himmlisches Dasein, er wird dem Verfasser auch da vielleicht noch vertrauensvoll folgen, wo noch über die allgemein angenommenen Lehren des Geistesglaubens hinausweisend, die Menschenseele, von den Banden des Körpers befreit, ihre Wanderung durch Leiber und Gestirne antreten läßt. Wer freilich in alledem, was die Propheten jener Religion ihrer Gemeinde verkündeten, nichts erblicken kann, als Schwindel oder Selbsttäuschung beschränkter Gemüter, wird sich an dem Buche ärgern, zumal in ihm das Lehrhafte so stark hervortritt, daß die eigentliche Handlung allmählich verschwindet. Wir möchten hier in der goldenen Mitte bleiben, den Tiefen und die Großartigkeit jenes Schiens bewundern, auch gerne anerkennen, daß es uns in rätselhafter, noch nicht annähernd erforschte Tiefen diese Seelenlebens blickt, die vielleicht künftigen Generationen in klarem Zusammenhang daliegen werden. er.

* „**Lucie Viérna: „Nächstenliebe“**.“ Kleine Erzählungen von Gastspiel- und Erholungsreifen. (Wiener Druck- und Verlagsgesellschaft Loibl und Bagel, Wien.) Unter diesem Titel hat Lucie Viérna vom Berliner Theater als zweite Folge ein in lebenswürdigem Plauderton geschriebenes Werkchen erscheinen lassen. Gleichwie bei ihrem ersten Werkchen „Gute und böse Geister“, hat sie auch diesmal den vollen Ertrag ausschließlich für wohltätige Zwecke bestimmt, und zwar fließt er zu gleichen Teilen je eine Hälfte deutschen und österreichischen Selben, die andere Hälfte dem Kriegsopfer Münchener Journalisten und Schriftsteller zu.

Zeitschriftenchau.

* „**Deutscher Wille**“ (des „Kunstwart“ 29. Jahrgang). Herausgeber Ferd. Avenarius. (München, bei Callwey.) Aus dem reichen Inhalt von Heft 14-17 der wohlbestimmten Zeitschrift, die jetzt in einer Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preise erscheint und sich ganz in den Dienst der großen Zeit gestellt hat, haben wir das Wichtigste hervor. Über Shakespeare schreibt Ferdinand Gregori; sein Aufsatz ist besonders interessant, da er aus dem Felde kommt und somit aller literarischen Diffamität entbehren mußte; an Verbantes ewige Bedeutung erinnert ein Essay von Oskar Walzel; in zwei Aufsätzen wird das Wesen des Militarismus beleuchtet, während der Schweizer Hermann Kutter vom Werte des deutschen Staatswesens vernünftig redet. Feilschbetrachtungen von starker Innerlichkeit gaben Walter Gassen zu Oftern, Friedrich Niebergall für Brington. Andere wertvolle Artikel sind: ein Rückblick auf Wben von Egar Ribder, der Dichter als Journalist von Erich Schädler, Reichel von Avenarius, Freideutsche Jugend nach dem Kriege von Bruno Lemke, Pädagogische Kultur von Sigismund Naub, Zum Kampf um das Gymnasium von Wolfgang Schmamm, Christliches und „Christliche“ von Artur Benas und Wilhelm Stapel. In der Rubrik „Von heute fürs morgen“ finden sich Anregung und Einzelbetrachtungen aus dem ganzen Gebiete der deutschen Kultur, Bilder und Noten bilden wie immer den willkommenen Abschluß der Hefte. er.

* „**Hochland**.“ Herausgegeben von Karl Muth. (Zof. Köpfel'sche Buchhandlung, München.) Auch diese, die katolische Weltanschauung in freier, milder Art vertretende Zeitschrift zeugt überall von der großen Einheit unseres Fühlens; wir können sie ebenso jedem Andersgläubigen als wertvollste Neuze empfehlen. Heft 8 und 9 des laufenden Jahrgangs bringen u. a. die größeren Artikel: Mitteleuropa von Privatdozent Dr. Goch Brief, Bismarcks politisches Erbe und der Krieg von Prof. Dr. Martin Spahn, Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken von Dr. Max Scheler, Shakespeare als Patriot und Kritiker seiner Landsleute von Albert Wendt, Das Problem der deutschen Nationalerziehung von J. Rudhoff, Kultur, das Schreckgespenst des Ungleichsentums, von J. Mattern-Baltimore. Der Roman „Indith“ von Peter Dörfler wird fortgesetzt. In den Abteilungen Kleine Bausteine, Kritik und Mundschau schließen sich kleinere Abhandlungen und Ausblicke an, jedes Heft enthält zugleich vortreffliche Kunstbeiträge. er.